

Paul Kingsnorth

Dunkle Ökologie



Paul Kingsnorth

—

Dunkle Ökologie

—

Aus dem Amerikanischen
von Kevin Vennemann

Naturkunden

NATURKUNDEN NO. 115

**herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin**

»Nimm den letzten Baum,
Steck ihn dir ins Loch deiner Kultur.«¹

Leonard Cohen

»Zurück in die Wüste! Und kämpft!«²

D. H. Lawrence

Der Griff, der je nach Körpergröße des Benutzers variiert und unter Umständen von diesem Benutzer gemäß seiner oder ihrer Spezifikationen extra hergestellt wird, hat, genau wie alle anderen Teile des Werkzeugs, einen eigenen Namen und deshalb auch einen eigenen Charakter. Genau wie die meisten anderen hierzulande nenne ich ihn den Sensenwurf, *snath* auf Englisch, obwohl auch Varianten wie *snathe*, *snaithe*, *snead* und *sned* existieren. Am Sensenwurf sind zwei Griffe befestigt, die je nach Körpergröße des Benutzers justiert werden können. Am unteren Ende des Sensenwurfs befinden sich ein kleines Loch, ein Schutzring aus Gummi und ein metallener D-Ring mit zwei Imbus-einsätzen. In diese kleine Vorrichtung schiebt man die Hamme der Klinge.

Dieser dünne Halbmond aus Stahl ist der Mittelpunkt des ganzen Werkzeugs. Von dem Oberbegriff *Klinge* geht eine Vielzahl sich unablässig weiterentwickelnder Gattungen aus, von denen jede einzelne nach neuen Nischen sucht, um sie zu kolonisieren. Zu meiner Sammlung gehört eine Vielzahl von Grasklingen verschiedener Stile, die jeweils zwischen 60 und 85 Zentimeter lang sind – jeweils eine der Marken Luxor und Profisense, mehrere österreichische Klingen und eine neue, elegante von Concari Felice, die ich noch nicht einmal ausprobiert habe. Außerdem habe ich ein paar Grabenklingen (die, trotz des Namens, nicht ausschließlich dazu benutzt werden, Gräben zu mähen. Vielmehr handelt es sich bei ihnen um Allzweckschneidewerkzeuge, die mit einfach allem fertigwerden – von feinem Gras bis hin zu wilden Dornenbüschen) und einer Gebüschklinge, die so dick ist wie eine Hippe und sogar kleine Bäume niedermähen kann. Dies sind die großen Säugetiere, die man sehen und hören kann. Unter ihnen und rum um sie herum wuselt eine Vielzahl von Konkurrenten für das Sommergras, die sich viel schwerer ausmachen lassen und dennoch allesamt ihren Platz im Ökosystem des Werkzeugs finden. Natürlich sind all diese Klingen vollkommen nutzlos, solange man sie nicht scharf hält, richtig scharf: scharf genug, dass man, wenn man den Finger nur ganz leicht an der Klinge entlangführt, sofort blutet. Man muss ein paar Steine mit hinaus aufs Feld nehmen und sie regel-

mäßig benutzen – alle fünf Minuten oder so –, damit die Klinge immer geschärft ist. Und man muss wissen, wie und wann man einen Dengelamboss benutzt. Das englische Verb *to peen* für »dengeln« ist skandinavischen Ursprungs und bedeutete ursprünglich »Eisen mit einem Hammer dünn schlagen«. Das bedeutet es noch immer. Allein, das Eisen wurde inzwischen durch Stahl ersetzt. Wenn die Kante der Klinge durch Überbenutzung und Überschärfung dicker wird, dann muss man die Kante strecken, indem man sie dengelt – das heißt, man muss die Klinge mit einem Hammer auf einem kleinen Amboss kalt schmieden. Das ist eine ziemlich verzwickte Arbeit. Ich mache dies schon seit Jahren und habe sie noch immer nicht gemeistert. Wahrscheinlich werde ich sie nie vollkommen meistern, so wie man im Grunde niemals wirklich irgendetwas vollkommen meistert. Diese unvollkommene Meisterschaft und das Versprechen, dass man sie eines Tages vielleicht doch erlangen könnte, gehört zu der komplexen Schönheit dieses Werkzeugs.

Etymologie kann sehr interessant sein. *Scythe*, das englische Wort für »Sense«, ursprünglich *sithe* geschrieben, ist ein altenglisches Wort, was andeutet, dass das Werkzeug hierzulande bereits seit mindestens einem Jahrtausend benutzt wird. Die Archäologie jedoch datiert den Ursprung der Sense hierzulande noch viel früher. Man hat römische Sensen mit fast zwei Meter langen Klingen gefunden. Einfache, gebogene

Werkzeuge, die zum Grasschneiden benutzt wurden, sind mindestens 10 000 Jahre alt, stammen also aus der Zeit rund um den Beginn der Landwirtschaft und deshalb auch der Zivilisation. Genau wie das Werkzeug hat auch das Wort noch ältere Ursprünge. Die proto-indoeuropäische Wurzel der Worte *scythe* und »Sense« ist das Wort *sek*, was »schneiden« bedeutet oder »trennen«. *Sek* ist auch das Wurzelwort von »Sichel«, »Säge«, »Schisma«, »Sex« und vom englischen Wort *science* für »Wissenschaft«.

★

Vor Kurzem habe ich damit begonnen, die gesammelten Werke von Theodore Kaczynski zu lesen. Ich mache mir Sorgen, dass dieses Buch mein Leben verändern könnte. Einige Bücher tun so etwas ja manchmal, und dieses Buch entwickelt sich allmählich zu einem solchen.

Es ist nicht, dass Kaczynski, der ein erbitterter, kompromissloser Kritiker des techno-industriellen Systems ist, irgendetwas sagt, das ich nicht schon vorher einmal so gehört hätte. Ich habe das alles schon gehört, sogar schon viele Male. Selbst seinem eigenen Eingeständnis zufolge sind seine Argumente nichts Neues. Die Klarheit jedoch, mit der er sie vorträgt, und seine Weigerung, nur irgendetwas im Unklaren zu belassen, sind erfrischend. Ich scheine mich an einem Punkt meines Lebens zu befinden, an dem ich offen

dafür bin, mir das alles noch einmal anzuhören. Ich weiß nicht ganz genau, warum das so ist.

Dies sind die vier Prämissen, mit denen er sein Buch beginnt:

1. Der technologische Fortschritt wird uns in den unvermeidlichen Untergang treiben.
2. Nur der Kollaps der modernen, technologischen Zivilisation kann den Untergang noch verhindern.
3. Die politische Linke ist die erste Verteidigungslinie der technologischen Gesellschaft gegen die Revolution.
4. Was wir brauchen, ist eine neue revolutionäre Bewegung, die sich der Eliminierung der technologischen Gesellschaft widmet.³

Kaczynskis Prosa ist karg, und seine Argumente sind logisch und unsentimental, genauso, wie man es von einem früheren Mathematikprofessor mit einem Harvard-Abschluss erwarten kann. Ich tendiere zur Sentimentalität, was diese Dinge angeht, deshalb schätze ich seine Disziplin. Ich habe bereits etwa ein Drittel des Buches gelesen, und die Art und Weise, wie diese vier Argumente ausgearbeitet werden, ist so überzeugend, dass es mich wirklich beunruhigt. Vielleicht handelt es sich dabei nur um das, was die Forschung als »Bestätigungsfehler« bezeichnet, doch es fällt mir wirklich schwer, irgendeinem seiner Argumente gute Gegenar-

gumente entgegenzubringen, und das gilt auch für das letzte. Ich sage »beunruhigt«, weil ich Kaczynski nicht zustimmen will. Dafür gibt es zwei Gründe.

Erstens, wenn ich ihm tatsächlich zustimmen sollte – und noch anderen, vergleichbaren kritischen Stimmen, mit denen ich mich in jüngster Zeit beschäftigt habe, Jacques Ellul beispielsweise, und D. H. Lawrence und C. S. Lewis und Ivan Illich –, dann müsste ich mein Leben umfassend verändern. Und zwar nicht nur so, wie ich mein Leben bereits verändert habe (meinen Fernseher loswerden, keine Kreditkarte besitzen, Smartphones genauso wie elektronische Lesegeräte und Navigationsgeräte meiden, zumindest einen Teil meines Essens selbst anbauen, praktische Fertigkeiten erlernen, der Stadt entfliehen etc.), sondern so richtig, tief. Immerhin bin ich nach wie vor ein Teil der Maschinerie, zum Teil wohl auch deshalb, weil ich nicht wirklich herausfinden kann, wo ich nun abspringen soll und wo ich landen soll, oder ob man überhaupt jemals wirklich entkommen kann, indem man einfach nur abspringt. Oder bloß deshalb, weil ich Angst habe, meine Augen zu schließen und über den Rand des Abgrunds hinauszutreten.

Ich schreibe all dies übrigens auf einem Laptop. Der Laptop verfügt über Breitbandinternet und alle möglichen raffinierten Möglichkeiten, die ich noch nie ausprobiert habe oder ausprobieren wollte. Ich benutze den Laptop vor allem zum Tippen. Es ließe sich

einwenden, dass mich das zu einem Heuchler macht, und damit hätte man durchaus recht, doch es ließe sich auch eine sehr viel interessantere Beobachtungen anstellen. An diesem Punkt nämlich, so sagt Kaczynski, finden wir uns alle wieder, früher oder später, und zwar so lange, bis und falls wir uns irgendwann zu befreien beschließen. Was ihn selbst angeht, so erklärt er, musste er zuerst persönlich psychologisch kollabieren, und zwar als junger Mann, bevor er dem entkommen konnte, was er als seine Ketten bezeichnet. Im Jahr 2001 erklärte er in einem Interview:

Ich wusste, was ich wollte: losgehen und an irgendeinem wilden Ort leben. Doch ich wusste nicht, wie ich das tun sollte. [...] Ich kannte ja nicht einmal nur einen einzigen Menschen, der verstanden hätte, warum ich so etwas tun wollte. Deshalb verspürte ich tief in meinem Herzen diese Überzeugung, dass ich der Zivilisation niemals entkommen würde. Weil ich das moderne Leben vollkommen inakzeptabel fand, wurde ich immer hoffnungsloser, bis ich im Alter von 24 in eine Art Krise geriet: Ich fühlte mich so schrecklich, dass es mir ganz egal war, ob ich lebte oder tot war. Doch als ich diesen Punkt erreichte, trat plötzlich eine Veränderung ein: Mir wurde klar, dass ich mich, wenn es mir sowieso egal war, ob ich nun lebte oder tot war, nicht vor den Konsequenzen meines Handelns fürchten

musste. Deshalb konnte ich tun, was ich wollte. Ich war frei!⁴

Anfang der 1970er-Jahre zog Kaczynski in eine kleine Hütte in den Wäldern von Montana, wo er hart arbeitete, um ein autarkes Leben ohne Elektrizität zu leben. Er jagte und angelte und baute sein eigenes Essen an. Er lebte etwa 25 Jahre lang so, und zumindest zu Beginn versuchte er, der Zivilisation zu entfliehen. Doch er brauchte sehr lange, um zu lernen, dass eine solche Flucht, wenn sie denn überhaupt je möglich gewesen war, heutzutage nicht mehr möglich sein würde. In seinen Wäldern wurden mehr und mehr Hütten gebaut, die Straßen wurden vergrößert, Holzfäller schwirrten durch seine Wälder. Jedes Jahr zogen mehr und mehr Flugzeuge ihre Kreise im Himmel. Eines Tages, im August 1983, machte sich Kaczynski zu Fuß auf den Weg zu seinem liebsten wilden Ort:

Für mich war der beste Ort dieses große Überbleibsel eines Plateaus, das aus dem Tertiär stammte. Das ist eine Art Hügellandschaft, nicht flach, und wenn man bis an den Rand tritt, dann sieht man da diese Schluchten, die wie klippenartige Abgründe sehr steil in den Berg schnitten, und es gab dort sogar einen Wasserfall. [...] In jenem Sommer waren dort einfach zu viele Menschen, die um meine Hütte herumliefen, also beschloss ich, dass ich ein

wenig Frieden bräuchte. Ich ging zum Plateau zurück, und als ich dort ankam, hatten sie gerade eine Straße geradewegs drüber gebaut. [...] Sie können sich einfach nicht vorstellen, wie wütend ich war. Von da an beschloss ich, dass ich, anstatt mir noch weitere Überlebenstechniken anzutrainieren, es dem System heimzahlen würde. Rache.⁵

Ich kann mich hier mit so ziemlich jedem Wort identifizieren, und manchmal auch mit dem allerletzten. Das ist noch ein Grund, warum ich von Kaczynskis Positionen nicht überzeugt werden möchte. 20 Jahre lang, in denen er von seiner Hütte aus Paketbomben an all jene versandte, die er für den Aufstieg der von ihm so sehr verachteten technologischen Gesellschaft verantwortlich hielt, galt Ted Kaczynski dem FBI als der Unabomber. In jenen zwei Jahrzehnten tötete er drei Menschen und verletzte 23 andere. Seine Opfer verloren Augen und Finger und manchmal ihr Leben. Fast hätte er ein Flugzeug zum Absturz gebracht. Anders als viele andere Kritiker der Technosphäre, die sehr beschäftigt damit sind, Bücher herauszuhauen, sich auf dem Vortragskarussell im Kreis zu drehen und ihre anarcho-primitivistischen Websites zu aktualisieren, theoretierte Kaczynski nicht einfach nur darüber, ein Revolutionär zu sein. Er meinte es ernst.

★

Zurück zur Sense. Es handelt sich bei ihr um ein uraltes Stück Technologie. Altbewährt. Verbessert und vervollkommenet. Seit wortwörtlich und metaphorisch bereits Jahrhunderten ist die Sense genau das, was grüne Denker in den 1970er-Jahren als »zweckmäßige Technologie« bezeichnet haben – eine Phrase, die ich liebend gern wiederbelebt sehen würde –, und das, was der so zu Unrecht missachtete Philosoph Ivan Illich als »Werkzeug des Zusammenlebens«⁶ bezeichnet hat. Illichs Kritik der Technologie war, genau wie Kaczynskis, tatsächlich eine Machtkritik. Fortgeschrittene Technologien, so erklärte er, schaffen Abhängigkeiten. Sie entwenden den Einzelnen ihre Werkzeuge und Arbeitsprozesse und legen sie in die metaphorischen Hände von Organisationen. Dies führe oftmals zu »modernisierter Armut«, die aus menschlichen Individuen Teile einer Maschine mache, anstatt dass sie ein Werkzeug besitzen und benutzen. Im Austausch für blinkende Lichter und pulsierende Motoren verlieren sie das Einzige, das einem Menschen das Wichtigste sein sollte: Autonomie. Freiheit. Kontrolle.

Illichs Kritik galt natürlich nicht nur der Technologie. Sie galt dem sozialen und ökonomischen Leben insgesamt. Vor einigen Jahren schrieb ich ein Buch namens *Real England*, in dem es, wie sich herausstellt, ebenfalls um das Zusammenleben ging. Insbesondere ging es in diesem Buch darum, wie menschliche, traditionelle Lebensweisen in meinem Heimatland im Ver-

schwinden begriffen waren und dem Vormarsch der Maschine zum Opfer fielen. Kleine Geschäfte wurden von Supermärkten vernichtet, Familienbauernhöfe vom globalen Landwirtschaftsmarkt aus dem Geschäft gedrängt, uralte Obsthaine für Wohnbauprojekte entwurzelt, Pubs wurden von Immobilienentwicklern und unter staatlicher Einwirkung geschlossen. Noch einmal, dieses Buch entpuppte sich als ein Buch, das von Autonomie und Kontrolle handelte: Es handelte von dem Bedürfnis der Menschen, ihre Werkzeuge und Örtlichkeiten zu kontrollieren, anstatt Zahnräder in der Maschine zu bleiben.⁷

Die Kritiker dieses Buches nannten es nostalgisch und konservativ, so wie sie es mit allen vergleichbaren Büchern tun. Sie verwechselten das Verlangen nach menschlicher Autonomie und nach dem unabhängigen Charakter, nach Umtriebigkeit, Unordnung und nach der normalerweise aus all dem entstehenden Kreativität mit einem Verlangen nach Rückzug in irgendein eingebildetes »goldenes Zeitalter«. Das ist eine nur allzu vertraute Kritik, eine faule und langweilige zudem. Wenn ich mich heute solchen Sticheleien ausgesetzt sehe, zitiere ich gern E. F. Schumacher, der auf die Anklage, dass er ein *crank* sei, also ein Sonderling oder Griesgram, antwortete: »Was gibt es an einer *crank* denn auszusetzen? Es handelt sich dabei um ein kleines Werkzeug, das sehr simpel ist. Man muss nicht allzu viel Kapital in eine *crank* investieren, und sie ist

eine, wenn auch nicht vollkommen friedliche, so doch relativ friedliebende Technologie. Außerdem sorgt sie für Umdrehungen«,⁸ also für Revolutionen.

Dennoch, wenn ich ehrlich bin, muss ich mir eingestehen, dass die Kritiker in einer Hinsicht durchaus recht hatten: Wenn man mit menschlichem Maß leben möchte, dann muss man zweifellos auch zurückblicken. Wenn es je ein Zeitalter der menschlichen Autonomie gab, dann befindet es sich, so scheint es mir, vermutlich bereits hinter uns. Ganz sicher liegt es nicht vor uns, zumindest nicht in der näheren Zukunft. Es sei denn, wir reißen das Steuer noch einmal herum, was wir keineswegs vorzuhaben scheinen.

Schumachers Ausspruch erinnert uns daran, dass Ivan Illich bei Weitem nicht der einzige Denker war, der die entmenslichenden Auswirkungen der Megatechnologien sowohl auf die menschliche Seele als auch auf den menschlichen Körper kritisierte. E. F. Schumacher, Leopold Kohr, Neil Postman, Jacques Ellul, Lewis Mumford, Kirkpatrick Sale, Jerry Mander, Edward Goldsmith – es gibt eine lange Liste mit Namen, allesamt Denker und Macher, Förderer angemessener Energien und Werkzeuge des Zusammenlebens, Hinterfrager des Paradigmas. Eine Zeit lang, in den 1960er- und 1970er-Jahren, hatten sie durchaus Erfolg. Dann wurden sie verscharrt, von Thatcher und Reagan und vom Verlauf dreier Jahrzehnte, in denen das Öl und auch alles andere billig war. Wurden sie zunächst als

Visionäre gepriesen, zumindest von einigen, so wurden sie später von denjenigen als Atavismen belächelt, die sich überhaupt an sie erinnern konnten. Kaczynskis Rohrbomben, die mit Schnitzholz vollgestopft, mit Batterien verkabelt und in Büchern versteckt waren, bedeuteten einen zwecklosen Versuch, mit der Asche des Denkens all dieser Männer eine Revolution zu entfachen. Konsequenterweise wird er den Rest seines Lebens in einem Hochsicherheitsgefängnis in Colorado verbringen – ganz sicher einer der am wenigsten menschlichen und geselligen Orte der Erde.

Doch etwas verändert sich. Heute, da jene drei Jahrzehnte, in denen das Öl billig und das Geld kostenlos war, und in denen große Mengen öffentlichen Landes von Privatkonzernen für ihre Nutzung zweckentfremdet wurden, an ihr zitterndes, kollabierendes Ende kommen, sind es plötzlich Thatcher und Reagan genauso sowie die kreischenden, schwindenden Getreuen in den friedmanschen Thinktanks, die wie Atavismen auszusehen beginnen. Eine weitere Orthodoxie ringt mit dem Tod. Was als Nächstes passiert, interessiert mich sehr und bereitet mir zudem große Sorgen.

★

Jeden Sommer veranstalte ich Sensenurse im Norden Englands und in Schottland. Ich bringe Leuten, die nie zuvor eine Sense benutzt haben, all jene Fähigkeiten bei, die ich selbst erst in den letzten fünf oder sechs Jahren

aufgeschnappt habe. Ganz generell gesagt ist dieser Unterricht wahrscheinlich erfüllender als alles andere, was ich so tue, abgesehen davon natürlich, dass ich auch Vater bin (und das Sensen sehr viel einfacher ist als die Vaterschaft). Schreiben ist ebenfalls erfüllend, und zwar intellektuell und manchmal auch emotional, doch körperlich ist es erschöpfend und langweilig: Stunden vorm Computer oder Notizen in Bücher kritzeln oder lesen oder denken oder zu denken versuchen.

Das Mähen mit einer Sense schaltet mein brabbeln-des Gehirn ab, zumindest für eine Zeit lang, oder zumindest den rationalen Teil meines Gehirns, sodass nur noch der primitive Teil, das intuitive, reptilienartige Bewusstsein voll funktionsfähig ist. Eine Sense korrekt zu benutzen, ist eine Meditation. Der Körper befindet sich im Einklang mit dem Werkzeug, das Werkzeug befindet sich im Einklang mit dem Land. Man konzentriert sich, ohne denken zu müssen, man folgt dem Verlauf des Bodens mit der Fläche der Klinge, man ist sich der Schärfe ihrer Kante bewusst, man kann die Vögel hören und Dinge sehen, die vor einem durchs Gras huschen. Alles ist mit allem anderen verbunden, und wenn dem nicht so ist, dann funktioniert es nicht: Die Spitze der Klinge landet im Boden, aus Versehen stumpft man die Klinge an einem Maulwurfshaufen, den man nicht bemerkt hat, man zerrt sich einen Muskel im Rücken, schneidet sich beim Schleifen in den Finger. Fokus – ein entspannter Fokus – ist der Schlüssel zum guten Mähen.

Tolstoi, der offensichtlich aus Erfahrung geschrieben hat, erklärte dies in *Anna Karenina*:

Je länger Lewin mähte, desto öfter verspürte er die Minuten der Entrückung, wobei nicht mehr die Arme die Sense schwangen, sondern die Sense den seiner selbst bewussten, lebensvollen Körper hinter sich herzog und wie durch Zauberei, ohne Gedanken daran, die Arbeit sich von allein machte, richtig und sorgfältig. Das waren die wohligen Minuten.⁹

Die Teilnehmer an meinen Kursen kommen aus allen möglichen Gründen, die meisten jedoch wollen ganz einfach lernen, wie man eine Sense zu einem praktischen Zweck benutzt. Manche von ihnen kümmern sich um Wildgehege oder Golfkurse. Andere wollen auf Feldern oder in Gärten Seggen oder Nesseln oder Dornengestrüpp unter Kontrolle bringen, oder sie wollen Quecken in ihren Schrebergärten vernichten. Manche wollen Rasen oder Straßenränder trimmen. Dieses Jahr gebe ich zudem einige Kurse für Menschen mit psychischen Problemen. Ich zeige ihnen, wie man durch praktische, beruhigende Arbeit Boden unter den Füßen gewinnt.

Trotzdem reagieren die meisten Menschen gleich, wenn ich ihnen erzähle, dass ich als Sensenlehrer arbeite: Unglaube oder Heiterkeit oder höfliches Interesse, das normalerweise mit dem Eindruck einhergeht, dass es sich beim Sensen um etwas Quälendes und ziem-

NATURKUNDEN NO. 115
Erste Auflage Berlin 2025

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright der deutschen Ausgabe © 2025
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Copyright der Originalausgabe
Dark Ecology © Paul Kingsnorth, 2017

EINBAND Judith Schalansky, Berlin
SATZ Pauline Altmann, Palingen
SCHRIFT Martina Plantijn von Kris Sowersby /
Klim Type Foundry
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Caribic, 1,2-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Art-Druk, Szczecin, Polen
Printed in Poland.

ISBN 978-3-7518-4029-3

www.naturkunden.de
www.matthes-seitz-berlin.de